

Handreichung
für Lehrer*innen und Teamer*innen
zu den pädagogischen Materialien der Ausstellung
„L'Chaim – Auf das Leben!
Die Vielfalt jüdischen Lebens entdecken“
der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA) e.V.

Inhalt

Einführung	3
Erwartetes Vorwissen der Lerngruppen.....	4
Sekundarstufe I ab Klasse 8 oder 9	4
Sekundarstufe II.....	4
Willkommensklassen oder Schüler*innen mit geringen Deutschkenntnissen	4
Hinweise zur Vorstellung der KIGa und der Ausstellung im Rahmen eines Workshops	5
Lernziele	7
„Die jüdische Religion“	7
„Mein Judentum“	9
„Minderheit“	11
„Heimat“	12
„Mischpoke“	14
„Das ist mir wichtig“	16
„Zusammen“	17

Einführung

Die Ausstellung „L'Chaim – Auf das Leben! Die Vielfalt jüdischen Lebens in Berlin entdecken“ der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA) porträtiert auf Deutsch, Englisch und Arabisch den Alltag, Gedanken und Gefühle von Jüdinnen und Juden, die Berlin heute als ihre Heimat bezeichnen. In sieben Themenfilmen von 15-20 Minuten geben 37 Menschen unterschiedlicher Herkunft und Sozialisation mit diversen Interessen – vom Gemeinderabbiner bis zum Punk – Auskunft über ihren Bezug zu Berlin und Deutschland, zu Beruf, Familie, Sexualität und ihrem Verhältnis zur Religion. Dazu gehören auch Nichtjuden, die dem jüdischen Leben Berlins eng verbunden sind und die Brücke zum Miteinander in dieser von Vielfalt geprägten Stadt bilden. Für einen tieferen Einblick in das religiöse Leben gibt es zudem einen 35-minütigen Film, der einen Zusammenschnitt von 13 jüdischen Gottesdiensten in Berlin zeigt.

Migrationserfahrungen, die Zugehörigkeit zu einer Minderheit, die Familiengeschichte und Herkunft sind Themen, die einen biographischen Zugang zum Judentum ermöglichen und Anknüpfungspunkte an das eigene Leben der Schüler*innen sein können. Durch die persönlichen Erzählungen sollen das Wissen über und das Verständnis für verschiedene Aspekte jüdischen Lebens gefördert werden. Zu den Filmen gibt es Einführungstexte, ein Glossar mit Begriffserklärungen und die Biographien der Protagonist*innen.

Die Arbeit in oder mit der Ausstellung soll den Schüler*innen die Vielfalt jüdischen Lebens in Deutschland am Beispiel Berlins bewusst machen und sie zum Nachdenken über ihre eigenen Perspektiven auf die Themen der Ausstellung, wie Judentum, Antisemitismus, Identität und Zusammenleben, anregen.

Die Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA e.V.) ist seit 2003 in den Bereichen Antisemitismus, antimuslimischer Rassismus und historisch-politische Bildung aktiv. Sie entwickelt modellhafte und lebensweltlich orientierte pädagogische Ansätze und Materialien für die Auseinandersetzung mit Antisemitismus in der Migrationsgesellschaft und setzt sie in die Praxis um.

Die Ausstellung existiert in einer Stellwand- und in einer Roll-up-Version, kann aber auch online genutzt werden. Alle drei Varianten sind für die Arbeit mit Schüler*innen geeignet. In der aufgebauten Ausstellung kann mit oder ohne Teamer*innen der KIgA gearbeitet werden. Die Materialien sind aber auch so konzipiert, dass Lehrkräfte allein online mit ihren Schüler*innen mit der Ausstellung arbeiten können. Da die Workshops der KIgA normalerweise 90 oder 120 Minuten dauern, werden schematische Verlaufsplanungen für diese beiden Zeiträume zur Verfügung gestellt, die variabel mit Methoden aus einem „Methodenkoffer“ gefüllt werden können. Als weitere Hilfestellung werden zwei exemplarische Verlaufsplanungen vorgestellt. Die Ausstellung und auch die Methodenauswahl bieten allerdings genügend Material, um einen ganzen Seminartag füllen zu können. In der Handreichung findet sich deshalb auch ein Konzept für einen dreistündigen (180minütigen) Workshop. Die verschiedenen Einstiegs- und Auswertungsmöglichkeiten sind darüber hinaus austausch- oder kombinierbar.

Erwartetes Vorwissen der Lerngruppen

Die Ausstellung richtet sich an Erwachsene und Schüler*innen ab der 8. Klasse.

Die Arbeitsbögen gibt es in drei verschiedenen Niveau-Stufen: Einfache Sprache, Mittelstufe und Oberstufe. Diese Niveaustufen sind auf den Arbeitsbögen lediglich in der rechten oberen Ecke mit Abkürzungen vermerkt, sodass sie auch innerhalb einer Lerngruppe beliebig gemischt werden können. Dabei bedeutet ES: Einfache Sprache, MS: Mittelstufe, OS: Oberstufe.

Sekundarstufe I ab Klasse 8 oder 9

Optimalerweise sind die Schüler*innen der Mittelstufe bereits durch den Unterricht in Geschichte, aber auch in anderen Fächern wie Deutsch oder Ethik/Religion und durch außerschulische Bildung mit Grundzügen der jüdischen Religion einerseits und des Nationalsozialismus andererseits vertraut. Ist dies nicht der Fall, wird die vorangestellte Vermittlung von Basiskenntnissen zur zeitlichen Verortung des Nationalsozialismus und zur Verfolgung der jüdischen Bevölkerung im Nationalsozialismus dringend empfohlen

Es wird davon ausgegangen, dass die Schüler*innen nur in den seltensten Fällen etwas über die Entwicklung der jüdischen Gemeinden in Deutschland nach 1945 wissen. Vermutlich wissen die meisten Schüler*innen kaum etwas über Displaced-Persons-Lager nach 1945, über die Anzahl der heute in der Bundesrepublik oder Berlin lebenden Jüdinnen und Juden oder über den starken Anstieg der Zahl der Gemeindemitglieder nach 1990 durch die sogenannten Kontingentflüchtlinge aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion.

Sekundarstufe II

Bei den Schüler*innen der Sekundarstufe II wird davon ausgegangen, dass sie über Basiswissen zur jüdischen Religion verfügen. Den meisten dürfte bewusst sein, dass es sich um eine monotheistische Religion handelt, dass es Speisevorschriften, jüdische Feiertage und religiöse Traditionen gibt. Gerade das Wissen über Religion ist aber individuell und von Lerngruppe zu Lerngruppe sehr verschieden. In den meisten Fällen werden wohl die Schüler*innen die Wörter „Tora“, „koscher“ oder „Synagoge“ kennen, ohne allerdings konkrete Vorstellungen damit zu verbinden.

Für die Sekundarstufe II werden etwas gründlichere Kenntnisse zum Nationalsozialismus erwartet (Basiswissen zu Boykott und Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung ab 1933, zu den Novemberpogromen 1938, zu Konzentrations- und Vernichtungslagern, zur Befreiung der Lager). Für die Oberstufe würde sich in Berlin z.B. eine Verbindung zum Geschichtsunterricht im 4. Kurshalbjahr mit dem Wahlbereich „Deutsch-jüdische Geschichte“ anbieten, weil es dabei auch um die Zeit nach 1945 gehen soll.

Willkommensklassen oder Schüler*innen mit geringen Deutschkenntnissen

Die Ausstellung ist auch für Schüler*innen mit geringen Deutschkenntnissen geeignet. Allerdings sollte hier darauf geachtet werden, dass die passiven Deutschkenntnisse ausreichen, um die Kernaussagen in den Video-Interviews verstehen zu können. Die Arbeit mit der Ausstellung als Einstieg in Themenbereiche wie „Jüdisches Leben in Deutschland“ oder „Nationalsozialismus“ ist vermutlich eher ungeeignet, weil in den Interviews unbewusst doch ein gewisses Basiswissen zur

jüdischen Religion und zur deutsch-jüdischen Geschichte im 20. Jahrhundert vorausgesetzt wird, ohne dass es den Schüler*innen schwerfallen wird, den Interviews zu folgen und sich produktiv und kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen.

Die Ausstellung wurde aber auch deshalb entwickelt, um lebendiges Judentum zu zeigen, individuelle Geschichten vorzustellen und Jüdinnen und Juden selbst zu Wort kommen zu lassen, anstatt über eine (häufig von außen) definierte Gruppe zu reden. Gerade diese Aspekte und die mündliche Präsentationsform sollten Schüler*innen mit geringen Deutsch- und/oder Vorkenntnissen einen niedrigschwelligen Zugang bieten und besonders geeignet sein, eventuell vorhandene abstrakte stereotype Vorstellungen oder Vorurteile aufzubrechen.

Für alle Gruppen besteht natürlich auch die Möglichkeit, eines oder mehrere der Videos im Unterricht in der Schule gemeinsam mit der gesamten Lerngruppe anzusehen. In diesem Fall können einige der Videos durchaus als Einstieg in das Thema, aber auch zur Vertiefung oder zum Abschluss bzw. Ausblick genutzt werden. Dabei bieten sich die Videos „Die jüdische Religion“ und „Mein Judentum“ für die religiösen Aspekte, „Mischpoke“ und „Minderheit“ für die historischen Aspekte und „Zusammen“ und „Minderheit“ möglicherweise für die aktuelle Situation besonders an.

Hinweise zur Vorstellung der KlG A und der Ausstellung im Rahmen eines Workshops

Vorstellung der KlG A e.V.

Im Namen des Vereins und in der Beschreibung der Aktivitäten der KlG A kommen bereits einige komplexe Begriffe vor, deren Verständnis in der Gruppe geklärt werden sollte. Kann von umfangreichem Vorwissen in der Gruppe ausgegangen werden, ist dies sicherlich im Zuge der Vorstellung möglich. Alternativ sollte zusätzlich Zeit für Begriffsklärungen /-erarbeitungen eingeplant werden.

Wer ist KlG A?

KlG A e.V. ist die „Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus“. Der Verein sitzt und arbeitet in Berlin-Kreuzberg. KlG A e.V. hat die Ausstellung und das Material dazu entwickelt.

Was macht die KlG A?

Die KlG A beschäftigt sich mit den Themen Antisemitismus und der Verfolgung von Jüdinnen und Juden im Nationalsozialismus, aber auch mit antimuslimischem Rassismus, Islam und Islamismus. Der Verein entwickelt Projektstage für Schülerinnen und Schüler und führt diese Projektstage in Berliner Schulen auch selbst durch. Darüber hinaus organisiert die KlG A Schüleraustausche, Jugendbegegnungen und Bildungsreisen mit den Schwerpunkten Deutschland, Israel und Türkei. Das Team setzt sich zusammen aus Menschen unterschiedlichster Herkunft. So können viele verschiedene Perspektiven in die Arbeit einfließen.

Vorstellung der Ausstellung

In der Ausstellung werden 37 Personen vorgestellt: 31 davon sind jüdisch, sechs weitere Personen haben in ihrem Leben, Arbeiten und Alltag mit Judentum oder jüdischen Personen zu tun.

Aufbau der Ausstellung

Es gibt sieben Themenbereiche:

- Die jüdische Religion
- Mein Judentum
- Heimat
- Minderheit
- Mischpoke →Wissen alle, was das heißt?
- Das ist mir wichtig.
- Zusammen in Berlin

Der achte Film, Einführung-Ankunft, dient als Einleitungsfilm, in dem die Protagonisten vorgestellt werden. Bei Schüler*innen der Oberstufe kann, wenn genug Zeit vorhanden ist und die räumlichen Gegebenheiten es zulassen, als Motivation auch dieser Einleitungsfilm gemeinsam angesehen werden. Dann haben alle Schüler*innen die Interviewten schon einmal gesehen und bekommen einen ersten Eindruck von der Vielfalt der Persönlichkeiten und Geschichten.

Ein neuer, 35-minütiger Film zeigt außerdem einen Zusammenschnitt von 13 jüdischen Gottesdiensten in Berlin.

Lernziele

„Die jüdische Religion“

- Die Teilnehmer*innen sollen benennen können:

- Aschkenasim – Sephardim: unterschiedliche ursprüngliche geographische Herkunft (Sepharad: Spanien; Aschkenas: Deutschland); Unterschiede z.B. in der Art der Tora-Aufbewahrung

- orthodox – konservativ – liberal: Unterschiede z.B. bei Frage, ob Frauen Rabbinerinnen und Kantorinnen werden können, ob Männer und Frauen in der Synagoge getrennt oder zusammen sitzen, durch Mechiza getrennt oder nicht

- egalitärer Minjan

- Schabbat

- evtl. Maschgiach

- evtl. koscheres Fleisch

- Die Teilnehmer*innen arbeiten heraus, dass das Judentum keine monolithische Einheit ist, sondern dass es unterschiedliche Richtungen und unterschiedliche Traditionen gibt, dass die Religion individuell unterschiedlich stark der Lebensrealität angepasst wird und dass sich religiöses Leben durch äußere Umstände stark verändern kann. Außerdem erkennen die Schüler*innen, dass es als sehr kleine religiöse Minderheit extrem schwer ist, die eigene Religion ohne Einschränkungen leben zu können.

- Die Teilnehmer*innen erkennen Veränderungen in der Jüdischen Gemeinde in Berlin seit den 1990ern:

Shlomit Tulgan: in den 1990ern war es schwer, in Berlin jüdisch zu leben, mittlerweile ist es etwas einfacher, einen jüdischen Mann zu finden, es gibt mehr koschere Geschäfte, die jüdische Praxis war in den 1990er Jahren schwierig; Film: Timecode 6:05

im Anschluss daran auch Boris Rosenthal und Esther Kontarski: es sind seit den 1990ern mehr junge Leute gekommen; es gibt in Berlin mehr als eine Gemeinde; man begann Anfang der 1990er, etwas „anders“ zu machen, gleichberechtigte Versuche

- Teilnehmer*innen der Oberstufe sollen erkennen, dass sich die jüdische Gemeinde in Berlin immer wieder verändert (hat), dass es nach 1990 einen großen zahlenmäßigen Anstieg der jüdischen Bevölkerung durch die sog. „Kontingentflüchtlinge“ aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion gegeben hat

- Teilnehmer*innen der Oberstufe sollen erarbeiten, dass es mit dem Wachsen der jüdischen Gemeinde und der zunehmenden internationalen Attraktivität Berlins in den letzten Jahren eine bessere jüdische Infrastruktur gibt: mehr koschere Geschäfte, mehr jüdische Bevölkerung, evtl. größere „Sichtbarkeit“ für die nicht-jüdische Bevölkerung
- zu Gerhard Baader: Die Beterschaft in der Oranienburger Straße hat eine Rabbinerin, eine Kantorin und einen egalitären Minjan. All dies gibt es in orthodoxen Synagogen nicht. Darum wurde sie innerhalb der jüdischen Gemeinde in Berlin von einigen pejorativ als Synagoge, „in der Frauen an der Tora herummachen“ bezeichnet. Außerdem zeichnet sich die Beterschaft offenbar dadurch aus, dass sie sich aus dem Privatleben der Mitglieder weitestgehend heraushält, was nicht in allen Gemeinden der Fall ist. Deshalb hat sie jemand – ebenfalls pejorativ – als „Schwulen- und Lesbensynagoge“ bezeichnet. Dies macht gleichzeitig deutlich, dass andere als heterosexuelle Orientierungen nicht in allen Gemeinden als selbstverständlich akzeptiert werden. Darum sind auch die Aussagen von Yehuda Teichtal zu Homosexuellen durchaus mit Vorsicht zu genießen. Die Teilnehmer*innen könnten hier erkennen, dass es auch in Christentum und Islam Diskussionen um die religiöse Haltung zu Homosexualität gibt. Wenn man den Lebensweltbezug stärken möchte, könnte dies ein Punkt für mögliche Diskussionen zwischen den Teilnehmer*innen sein, in denen auch Unterschiede in den Diskussionen zwischen den Religionen deutlich werden könnten. Außerdem könnte hier auch über das Spannungsverhältnis zwischen Tradition und Lebensgestaltung diskutiert werden.

„Mein Judentum“

- Die Teilnehmer*innen sollen erkennen, dass es ganz unterschiedliche Formen gibt, das Judentum konkret zu leben.

Leon Golzmann fehlte etwas im Leben, und er entschied sich dann bewusst für das Judentum; Esther Kontarski musste sich erst von der orthodoxen Gemeinde ihrer Eltern emanzipieren, um Torarollenschreiberin werden zu können; Marguerite Marcus möchte ihre Kinder gerne in der Religion erziehen, weiß aber selbst nicht genug über die Religion; Nina Peretz ist zum Judentum konvertiert; Vivet Alevi erzählt, dass sie während einer Israel-Reise zur Atheistin wurde; viele der Interviewten sagen, dass Judentum nicht nur eine Religion ist, sondern auch eine eigene Kultur, dass ihnen das Aufrechterhalten der Tradition wichtig ist; Gerhard Baader ist der Meinung, dass es viel schwieriger ist, in Deutschland als Minderheit einen guten Weg für sich mit der Religion zu finden, als in Israel.

- Auch hier erkennen die Teilnehmer*innen das nicht alle Interviewten eine identische Definition von „Judentum“ haben, sondern dass es sich um eine lebendige Religion handelt, dass es im Laufe des Lebens unterschiedliche Haltungen zur religiösen Herkunft geben kann.

- Die Teilnehmer*innen verstehen auch, dass man eine Religion annehmen, wechseln oder aufgeben kann und dass man nicht nur durch Geburt, sondern auch durch Konversion jüdisch werden kann.

- Die Teilnehmer*innen erkennen, dass nicht alle Jüdinnen und Juden sehr fromm und bestens über ihre Religion informiert sind und in völliger Harmonie mit der Religion, der religiösen Gemeinschaft und dem Elternhaus leben. Auch hier bietet sich ein lebensweltlicher Bezug für die Teilnehmer*innen an.

- zu Renée Röske und Leonard Kaminski:

Renée Röske sagt über sich, dass sie für einen Durchschnittschristen sehr religiös, für einen orthodoxen Juden eher nicht sehr religiös sei; sie hält sich nicht an die Kaschrut, isst aber kein Schwein und keine Meeresfrüchte; sie hat an jeder Tür eine Mesusa, fastet an Jom Kippur und geht an allen wichtigen Feiertagen in die Synagoge

Leonard Kaminski sagt, dass Religion in seinem Leben keine Rolle spielt; er isst nicht koscher, isst aber kein Schwein; er hält Schabbat nicht, aber es gibt häufig am Schabbat Familientreffen mit Kiddusch und Kerzenzünden

=> die Teilnehmer*innen erkennen, dass Kriterien, ob die Religion im Leben wichtig ist oder nicht, sein könnten: Einhaltung der Feiertage, koscher essen, Mesusot an den Türen, Schabbat halten, Kerzen zünden; Glauben haben; in die Synagoge gehen

=> Leonard Kaminski und Renée Röske beschreiben ein ähnliches Verhalten in der Praxis, sie beschreiben sich selbst aber sehr unterschiedlich (vergleichsweise religiös – Religion spielt keine Rolle). Das heißt, dass die Selbstbeschreibung sehr stark von den Maßstäben und von den Traditionen der Umwelt abhängt, es also sehr selten ist, dass sich jemand eindeutig als „religiös“ oder „nicht-religiös“ beschreibt oder beschreiben lässt.

- zu Tal Alon: Sie berichtet, dass das Judentum für sie eine große Frage ist; sie selbst sei Atheistin, oder zumindest säkular, aber als Geschichte und Kultur ist ihr Judentum ganz wichtig; sie weiß manchmal nicht, was sie ihren Kindern erzählen soll => auch hier zeigt sich, dass eine eindeutige Selbstdefinition als „nicht-religiös“ kaum möglich ist.
- Die Teilnehmer*innen arbeiten heraus, dass Religionen häufig nicht nur ein Glauben an einen Gott sind, sondern ein gemeinsamer Fundus von Geschichten, von Bräuchen, dass sie den Tages-, Wochen-, Jahresrhythmus strukturieren, dass sie ein Zeichen für eine gemeinsame Geschichte einer als freiwillig oder fremddefinierten Gemeinschaft sind.
- Die Teilnehmer*innen verstehen, dass es als Teil der Mehrheitsreligion vergleichsweise einfach ist, „irgendwie“ zu leben, Feiertage unreligiös zu begehen, manchmal religiös zu sein, manchmal nicht, religiöse Inhalte zu vermitteln, aber gleichzeitig Distanz dazu deutlich zu machen; als Minderheit ist all dies sehr viel schwieriger.
- wichtige Interviewstellen: Renée Röske: 9:28; Leonard Kaminski: 10:06; Tal Alon: 14:20

„Minderheit“

- Die Teilnehmer*innen erarbeiten, dass die Interviewten unterschiedliche Erfahrungen mit der nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft gemacht haben, unterschiedlich darauf reagieren und auch das Verhältnis zwischen jüdischer Minderheit und nicht-jüdischer Mehrheit unterschiedlich einschätzen:

Der Vater von Elisabeth Degen hat viel verschwiegen u. verdrängt und ist der Meinung, dass man Deutschen nicht grenzenlos vertrauen darf; Renée Röske: die meisten Deutschen kennen keine Juden, trägt Davidstern sehr offen, kein Freund oder keine Arbeitsstelle, die nicht wussten, dass sie jüdisch ist; David König: eigentlich ist es nicht möglich, als Jude in Deutschland zu leben; hat im Rahmen seiner Tätigkeit kaum mit Juden zu tun; Marguerite Marcus: ist ganz selbstverständlich als Jüdin in Berlin aufgewachsen; Hagar Levin: will einfach nur Hagar sein und nicht immer „die Jüdin“.

- Die Interviewten berichten von verschiedenen antisemitischen Vorfällen: „Saujude“ auf dem Auto von Kurt Gutmann; Verschwörungstheorien auf einem Jugendcamp von Nomi Berg, die sie das Camp abbrechen lassen; Ben Salomo ist sich nicht sicher, wie seine Kinder aufwachsen sollen, ob sie eine Mesusa an der Tür haben können, deutsche nicht-jüdische Omas haben bei ihm die Straßenseite gewechselt, als er noch ein Kind in Berlin war; Daniel Kaufmann: wird als Jiddlein, Schwuchtel, Tunte bezeichnet, obwohl er Kapitän der Wasserballmannschaft war; Boris Rosenthal: für Eltern wird Judentum aus Angst zum Tabu; Leonard Kaminski: problematisch, dass v.a. seit Pro-Gaza-Demonstrationen 2014 kein Unterschied zwischen Israel und Juden mehr gemacht wird.

- zu Tal Alon: viele der Israelis suchen nach einer anderen Version von Identität in Berlin; wollen die Basis von Hebräisch und israelischer Kultur beibehalten, aber wollen vielleicht einige Aspekte daraus lösen; sie würde ihre Kinder gerne als Weltbürger erziehen, als offene, liberale Bürger.

- Die Teilnehmer*innen erkennen, dass die Mehrheit häufig die Minderheit definiert, Zuschreibungen vornimmt, es der Minderheit unmöglich macht, sich selbst zu definieren.

- Die Teilnehmer*innen erarbeiten, dass die Interviewten sehr unterschiedlich mit dem Verhalten der Mehrheitsgesellschaft umgehen, teilweise auch sehr unterschiedliche persönliche Erfahrungen gemacht haben, aber sehr viele im Alltag mit Antisemitismus konfrontiert waren/sind.

- Die Teilnehmer*innen erfahren, dass es häufig auch zu Überlagerungen der antisemitischen Vorurteile durch andere Vorurteile/Stigmatisierungen kommt: Homophobie, Stigmatisierung als türkisches Gastarbeiterkind, als „exotischer Vogel“.

- wichtige Stellen im Film (Timecodes): Anne Goldenbogen: 0:09; Tal Alon: 9:45 und 13:05; antisemitische Vorfälle u.a. ab 11:05

„Heimat“

- Die Teilnehmer*innen erkennen, dass nicht alle Jüdinnen und Juden aus Israel kommen, nach Israel wollen, Israel als ihre Heimat betrachten.
- Die Teilnehmer*innen erkennen, dass es in vielen Familien der jüdischen Berliner*innen Migrationsgeschichten gibt.
- Die Teilnehmer*innen erkennen, dass viele jüdische Familien Berlin trotz der Verfolgung im Nationalsozialismus als ihre Heimat betrachten. Hier könnte mit den Teilnehmer*innen diskutiert werden, ob sie das aus ihrer persönlichen Perspektive nachvollziehen können oder gut finden, oder ob sie sich das gar nicht nachvollziehen oder vermutlich selbst nicht machen würden.
- Die Teilnehmer*innen arbeiten heraus, dass es ganz unterschiedliche Gründe gibt, nach Berlin zu kommen: Beruf, Befreiung aus der Herkunftsfamilie, Deutschland nach 1945 nicht ganz so anfällig für offenen Antisemitismus wie andere europäische Länder, Familie, politische Einstellung. Hier bietet sich eine Diskussion über die eigenen Erfahrungen der Teilnehmer*innen an.
- Die Teilnehmer*innen erfahren, wie wichtig Sprache als Kriterium für „Heimat“ sein kann.
- Die Teilnehmer*innen diskutieren, wie sie die Situation von jüdischem Leben und für jüdisches Leben in Berlin bewerten (Licht – Dunkel).

Aussagen zu Israel:

Renée Röske und die folgenden (Timecode: 14:26):

- Renée Röske sagt, sie sei zu deutsch für Israel. Dies könnte ein möglicher Anknüpfungspunkt für eine Diskussion über das Verhältnis der Interviewten zu Israel sein.

- zu Salomea Genin: Salomea Genin wollte als überzeugte Kommunistin dabei helfen, die DDR aufzubauen und einen neuen, anderen deutschen Staat zu schaffen. Den Teilnehmer*innen soll bewusst werden, dass die Situation im Berlin der Jahrzehnte nach dem Krieg stark durch Kalten Krieg und Teilung bestimmt war. Sie erfahren, dass jemand unbedingt aus politischer Überzeugung in einem bestimmten Land leben möchte, dass man aber in dem Land, in dem man vergleichsweise einfach leben darf, nicht unbedingt leben möchte; dass man bestimmte Vorstellungen hat, wie eine Gesellschaft funktionieren soll/kann und bei der Umsetzung mithelfen möchte. Auch an diesem Punkt könnte eine Diskussion über den Bezug zur Lebenswelt der Teilnehmer*innen ansetzen. Es könnte diskutiert werden, ob solche politischen Gründe für die Teilnehmer*innen wichtig sind oder nicht.

Timecode Salomea Genin: 3:99 und 10:14

- zu Yehuda Teichtal: Er berichtet, dass die Entscheidung, aus den USA nach Deutschland zu gehen, nicht die Idee von seiner Frau und ihm war, sondern der Vorschlag ihres Rabbiners mit dem Auftrag, „aufzubauen“ und „Licht hinzubringen, wo es dunkel“ ist. Jonathan Kalmanovich (Ben Salomo) ist der Meinung, dass es „hier“ mehr Dunkelheit gibt, als man Licht hineinbringen kann. Die Großmutter von Leonard Kaminski war nach dem Krieg der Meinung, dass es gar nicht schlecht sei, in Deutschland zu leben, weil es die Deutschen gerade (im Nationalsozialismus) so mit dem Antisemitismus übertrieben hätten, dass dort erstmal nichts passieren würde.

=> Yehuda Teichtal bezieht sich auf den Antisemitismus in Deutschland und den Holocaust, aber gleichzeitig auch auf die Situation der jüdischen Gemeinden. Was Teichtal nicht erwähnt, ist, dass es gleichzeitig Diskussionen innerhalb der Jüdischen Gemeinde über das Auftreten und den Habitus von Chabad gibt, die so tun, als hätte es vor ihrer Ankunft in Deutschland kein jüdisches Leben hier gegeben. Auf der anderen Seite macht Chabad durch öffentlichkeitswirksame Aktionen jüdisches Leben für die nicht-jüdische Mehrheitsgesellschaft in Berlin sehr sichtbar: mit einer großen Chanukkia am Brandenburger Tor, mit einer stark frequentierten Internetseite mit leicht verständlichen Informationen, mit großzügigem Verteilen von Gratismaterial und Give-aways.

- Die Teilnehmer*innen arbeiten heraus, dass die Aussagen zu „Licht“ und „Dunkel“ individuelle Meinungen sind, dass sie aber Punkte benennen, die viele Jüdinnen und Juden in Berlin beschäftigen und die auch innerhalb der jüdischen Gemeinde immer wieder für Diskussionen sorgen. Auch hier soll die Vielfalt der Meinungen und Haltungen deutlich werden. Gleichzeitig soll z.B. mit der Aussage der Großmutter von Leonard Kaminski den Teilnehmer*innen deutlich werden, dass zum Teil auch überraschende Schlüsse aus der Geschichte gezogen werden.

wichtige Stellen in den Interviews: Timecodes: Teichtal: 5:42; Kalmanovich: 6:22; Kaminski: 9:27

„Mischpoke“

- Die Teilnehmer*innen erkennen, dass viele der jüdischen Familien im Nationalsozialismus verfolgt worden sind, dass es deshalb nicht für alle Familienmitglieder oder Außenstehende selbstverständlich ist, dass Deutschland zur Heimat wird/ Heimat ist.

Beispiele: Das Kapitel-Einleitungszitat von Salomea Genin (Timecode: 7:04): „Meine mittlere Schwester hat es nicht verstanden, dass ich in das Land der Täter zurückging.“

- Eine israelische Madricha von Marguerite Marcus im Jugendcamp war entsetzt, dass ihre Familie in Deutschland lebt (Timecode: 8:45).

-Die Mutter von Esther Kontarski hatte immer das (verbreitete) Gefühl, nicht aus Deutschland „weggekommen“ zu sein (Timecode: 7:31).

- Die Großmutter von Leon Golzmann, die nach Treblinka deportiert wurde und überlebte, hat grundsätzlich über die Verfolgung im Nationalsozialismus geschwiegen. Leon Golzmann hat sie offenbar in bester Erinnerung, weil sie immer größte Freude („immer mit Simche“) in der Familie verbreitet hat (Timecode: 15:04).

- Die Teilnehmer*innen erfahren, dass aber auch nicht alle Familien von der nationalsozialistischen Verfolgung betroffen waren, bzw. v.a. aus anderen Gründen verfolgt wurden, die in der Familienerzählung wichtiger waren. Auch hier geht es darum, die Vielfalt der Familiengeschichten und der Selbstdefinitionen zu betonen und vorgeprägte Bilder aufzubrechen.

- Vivet Alevi ist in der Türkei aufgewachsen und erzählt, dass der Holocaust in ihrer Familie immer etwas war, von dem man gehört hat, das aber in der eigenen Familiengeschichte keine direkte Rolle spielt (Timecode: 8:07).

- In der Familie von Anne Goldenbogen wurde der Großvater als Kommunist verfolgt und überlebte das KZ Sachsenhausen. Sie berichtet, dass diese politische Verfolgung in der Familiengeschichte offenbar stärker war als die jüdische Identität.

- Die Teilnehmer*innen erkennen, dass auch bei anderen Leuten Familien sehr unterstützend, aber auch sehr problematisch sein können. Auch dies könnte einen Bezug zur eigenen Lebensrealität ermöglichen.

- Die Teilnehmer*innen erfahren, dass innerhalb einer Familie mit jüdischen Familienmitgliedern andere Familienmitglieder auch anderen Religionen angehören oder angehört haben können.

Der Ehemann von Tal Alon kommt z.B. aus einer deutsch-christlichen Familie (Timecode 9:19), der Ex-Mann von Vivet Alevi kommt aus einer deutschen, protestantischen Familie, die Eltern von Esther Kontarski und von Benjamin Agha, gehören ebenfalls zwei unterschiedlichen Religionen an (jüdisch und christlich bzw. jüdisch und muslimisch)

- zu Yehuda Teichtal: Timecode: 3:36

Familie ist seit 600 Jahren in Deutschland dokumentiert, seine Familie geht z.T. nach Polen und in die Tschechoslowakei; sein Urgroßvater war Oberrabbiner von Piestany (Tschechoslowakei), ist 1944

nach Auschwitz verschleppt worden; 63 Mitglieder seiner Familie sind im Nationalsozialismus ermordet worden; sein Opa überlebte.

- zu Benjamin Agha: Timecode: 14:33

sein Vater ist muslimisch aufgewachsen, dessen Vater (Benjamins Großvater) Muslim und seine Ehefrau (Benjamins Großmutter) Jüdin; Großmutter, die 106 Jahre alt geworden ist, ist als Jüdin freiwillig in den Gaza-Streifen gezogen.

- zu den verschiedenen Reaktionen auf das Jiddische: Timecode: 11:44 (Boris Rosenthal und die folgenden)

Eltern von Boris Rosenthal: Muttersprache Jiddisch, hatten in der Sowjetunion Angst, Religion zu zeigen; Oma von Avraham Kotljar in Tadschikistan: schickt ihn weg, als er nach hebräischen Buchstaben fragt (vermutlich aus Angst, weil er damit als Jude „identifizierbar“ werden könnte); für Mutter von Gerhard Baader sehr schlimm, dass er Jiddisch lernt, Judentum für sie sehr ambivalent besetzt

„Das ist mir wichtig“

- Die Teilnehmer*innen erfahren, dass das Engagement einiger Interviewten mit ihrem Jüdischsein zu tun hat, bei anderen nicht, und bei wieder anderen vielleicht anders, als man zunächst vermuten könnte.
- David König hat sich Mathematik gewidmet, um als Sohn eines Holocaust-Überlebenden nicht verrückt zu werden, hat als Künstler viel mit Teer gearbeitet und sein Atelier fast abgefackelt, zeichnet jetzt Comics als Anti-Auschwitz-Programm. (Timecode: 0:00, 12:40, 15:46, 16:28)
- Esther Kontarski: Es war wichtig für sie (religiös und persönlich), dass es Vorläuferinnen in der Geschichte gegeben hat, die ihren Beruf als Toraschreiberin bereits so oder ähnlich ausgeübt haben. (Timecode: 14:28)
- Boris Rosenthal wird Musiker und macht etwas völlig anderes, als seine Eltern von ihm erwarten; seine Eltern hätten ihn gerne als Arzt oder Militär gesehen. (Timecode: 13:17)
- Sharon Brauner macht u.a. jiddische Musik ursprünglich nur für ihren Vater und seine Freunde, um denen eine Freude zu machen. (Timecode 11:11)
- Elisabeth Degen wollte schon immer Schauspielerin werden wie ihr Vater. (Timecode: 11:41)
- Leon Golzmann wollte nicht unbedingt schon immer Maschgiach werden, sondern der Rabbiner ernannte ihn dazu; vorher war er lange Zeit Musiklehrer (Timecode: 15:18)

- Die Teilnehmer*innen der Oberstufe erarbeiten, dass die Interviewten natürlich nur eine Auswahl aller jüdischen Berliner*innen sind und dass sich vielleicht am ehesten diejenigen zu einem Interview bereit erklären oder dafür gefunden werden, von denen bekannt ist, dass sie jüdisch sind, oder die beruflich etwas mit Judentum zu tun haben. Auf der anderen Seite fehlen Repräsentanten der Jüdischen Gemeinde und es fehlen auch Menschen, die streng religiös sind, aber kein Amt bekleiden.
- Die Teilnehmer*innen erfahren, dass einige der Interviewten dazu beitragen, dass es bestimmte Aspekte jüdischen Lebens zum ersten Mal nach dem Holocaust wieder in Berlin gibt: Tal Alon: gibt ein hebräisches Stadtmagazin heraus (Timecode: 12:29), Shlomit Tulgan: führt ein jüdisches Puppentheater (Timecode: 10:47); Marguerite Marcus engagiert sich in der Stiftung „Zurückgeben“, in der nicht-jüdische Frauen spenden, weil sie mit dem Besitz ihrer nicht-jüdischen Familien aus dem Nationalsozialismus nichts mehr zu tun haben wollen (Timecode 15:55) ; Sarah Nachama: baut das Touro-College in Berlin mit auf, das eine seit 2006 staatlich anerkannte und seit 2012 durch den Wissenschaftsrat in Deutschland akkreditierte private Hochschule und selbstständiger Teil des jüdisch-amerikanischen Touro-Hochschulnetzwerks ist. Dort wird auch ein Master of Arts in „Holocaust Communication and Tolerance“ angeboten. (Timecode: 9:10)

„Zusammen“

- Die Teilnehmer*innen erfahren, dass es in Berlin auch Arten des Zusammenseins zwischen Juden und Nicht-Juden gibt, die vielleicht zunächst unerwartet erscheinen: ein nicht-jüdischer Friseur (Marc Rieke), der auch Perücken für orthodoxe Frauen herstellt; ein Nicht-Jude (Nils Busch-Petersen), der das große jährliche Festival für Synagogale Musik ins Leben gerufen hat und organisiert; eine Kurdin (Havin Baran), die ihre Kinder auf eine jüdische Schule schickt; Juden, die sich in der Hilfe für Geflüchtete engagieren; ein Jude (Jonathan Kalmanovich alias Ben Salomo), der Hip-Hop macht und ein Muslim (Dervis Hizarci), der in einer jüdischen Fußballmannschaft spielt.

- manche dieser Begegnungen wurden bewusst gesucht, andere nicht

- Die Teilnehmer*innen erkennen aber auch, dass der Enthusiasmus, mit dem Begegnungen erzählt werden, auch ein Indiz dafür ist, dass solche Situationen als außergewöhnlich und nicht-alltäglich wahrgenommen werden.

z.B. Nina Peretz, die erzählt, dass sie mit ihren Freunden Hebräisch auf der Straße sprechen, und Leute mit Kippa zur Synagoge gehen: Timecode: 13:23

Sandy will ein Foto mit ihrem jüdischen Nachbarn machen, ihre Mutter will das nicht: Timecode: 2:57
antisemitische Ausschreitungen bei Makkabi Timecode: 16:38

Renée Röske zu Online-Medien; Timecode: 18:25

- Leon Golzmann: Frieden ist nur durch Kommunikation möglich; Timecode: 12:38 bzw. 13:03 Dies soll von den Teilnehmer*innen frei und mit Bezug auf ihre eigenen Erfahrungen und Einstellungen diskutiert werden

- Es kommt häufig vor, dass Schüler*innen keinen Unterschied zwischen Juden und Israelis, bzw. Muslimen und Palästinensern machen. Das Zitat von Ramy soll sie dafür sensibilisieren.

- Insgesamt ist bei diesem Video davon auszugehen, dass die Teilnehmer*innen hier einen sehr starken Bezug zu ihren eigenen Erfahrungen und Meinungen sehen. Eine Diskussion darüber ist gewünscht, ganz im Sinne des Berliner Rahmenlehrplans für das Fach Ethik: „als eine dialogische Gesprächskultur, in der Konsens angestrebt wird und Dissens akzeptiert und ausgehalten wird“.¹

wichtige Passagen im Video: Havin Baran, die ihre Kinder auf eine jüdische Schule schickt: Timecode: 10:27; Ramys Aussage über Juden, Israelis, Muslime und Palästinenser: Timecode: 2:10

¹ Berliner Rahmenlehrplan. Teil C. Ethik. Jahrgangsstufen 7-10. http://bildungsserver.berlin-brandenburg.de/fileadmin/bbb/unterricht/rahmenlehrplaene/Rahmenlehrplanprojekt/amtliche_Fassung/Teil_C_Ethik_2015_11_10_WEB.pdf, S. 5. (aufgerufen am 14. Mai 2018)